

Dieses Land hat alles

»Dieses Land hat alles.« Diese Aussage ist oft zu hören in Diskussionen im und zum Südsudan. Sie passt zu einer weiten Reihe an Themen, von politischen Debatten zum Friedensprozess bis zu persönlichen Gesprächen über subjektive Befindlichkeiten. Gemeint ist eigentlich ein Konjunktiv, ein Konjunktiv im Sinne von »dieses Land hätte alles, aber ...«. Vorgebrachte Beispiele weisen zumeist auf den offensichtlichen natürlichen Reichtum hin: das Öl, der Nil, die Biodiversität, die fruchtbaren Agrarregionen in Equatoria, einer potenziellen Kornkammer der ganzen Region. Gemeint ist immer auch die Schönheit der Gegenden, ihre kulturelle und sprachliche Vielfalt. Diese Vielfalt ist in der Tat im internationalen Vergleich beeindruckend: Mit über 70 im Staatsgebiet gesprochenen Muttersprachen liegt der Südsudan im *Language Diversity Index* bei 0,93. Es besteht also eine Wahrscheinlichkeit von 93 %, das zwei zufällig ausgewählte Südsudanese:innen nicht die gleiche Muttersprache sprechen. Damit liegt das Land im globalen Ranking der Sprachdiversität auf Rang Neun. Zum Vergleich: Deutschland liegt mit 0,336 auf Rang 132, Österreich mit 0,234 auf Rang 154.¹

Dass gerade in den beiden letztgenannten Ländern die Frage einer nicht-deutschen Muttersprache zu einem Politikum stilisiert wird, sagt einiges über deren Verfasstheit aus. Diversität als Bedrohung statt als Stärke wahrzunehmen, schafft institutionell schlechte Voraussetzungen für soziale und kulturelle Kapazitäten des Konfliktmanagements. Natürlich ist das Gegenteil deswegen nicht zwangsläufig richtig. Das Beispiel Südsudan demonstriert allzu deutlich, dass Diversität kein Garant für eine nicht-gewaltsame Konfliktaustragung ist. Dennoch zeigen viele Gespräche, dass Vielfalt im Land als Stär-

1 Die Zahlen basieren auf *Ethnologue*, 20th Edition, einsichtig über den Wikipedia-Eintrag zum »Linguistic Diversity Index«, https://en.wikipedia.org/wiki/Linguistic_diversity_index [10-01-2021].

ke und von so manchen sogar als Gemeingut angesehen wird. Klarerweise ist dieses Selbstverständnis brüchig und, gerade in Situationen andauernder Gewaltkonflikte, volatil. Ähnlich wie in anderen Weltregionen ist ein solches Denken mit einem teleologischen Fortschrittsdiskurs verknüpft. Jene, die die Vision von soziokultureller Pluralität nicht teilen, werden schnell despektierlich als rückständig gebrandmarkt. Gerade in Juba sind solche Erklärungen oft zu hören.

Nichtsdestotrotz ist die grundlegend positive Besetzung von Diversität im südsudanesischen Kontext nicht nur alternativlos. Sie gibt einen Einblick in die Möglichkeiten institutionalisierten Zusammenlebens. Ohnehin ist die moderne Vision einer national homogenisierten Gesellschaft, die nicht zuletzt auf einer relativen sprachlicher Einheit basiert, die wiederum die Basis für uniforme Rechts- und Sozialsysteme bieten soll, unter den gegebenen Bedingungen im Südsudan nicht realisierbar. Unbestreitbar ist ebenso, dass problematische ethno-politische Tendenzen gegeben sind. Diese Tendenzen konterkarieren eine grundsätzlich positive Einstellung zur Vielfalt mit verengten Bestrebungen nach Hegemonie.

Eine Nation in Fragmenten

Das Problem des oftmals im Bedauern über das Gegebene geäußerten Satzes »Dieses Land hat alles« ist vor diesem Hintergrund weniger die Feststellung eines durch die Jahrzehnte des Krieges bedingten Mangels. Es geht um eine Frage der Zugehörigkeit, um Fragmente eines positiv besetzten Nationalismus. Gerade in einem hybriden Kontext, wo die Zugehörigkeit zu eng definierten Gemeinschaften mit einem mitunter radikal erscheinenden Kosmopolitismus zusammenprallt, werden solche Elemente offenbar. Städter:innen, die zu familiären Anlässen in die »Dörfer« reisen, technisch hochgerüstete humanitäre Professionals, die sich im andauernden Austausch mit halbnomadisch und in Subsistenz lebenden Gemeinschaften befinden. Von jedem überlokalen Diskurs ausgeschlossene junge Männer in Cattle Camps mit Maschinengewehren. Der direkte Sprung einer gesprochenen und nicht-monetären Kultur des Zusammensitzens zu sozialen Medien und mobilen Bezahlssystemen.

Zu erleben ist eine Vervielfachung der traditionellen Mobilität durch neue Transport- und Kommunikationsmittel, die einen erstaunlich großen Anteil von Menschen in eine hybride, habituell grenzüberschreitende Lebensrealität

versetzt. Der Südsudan ist ein gutes Beispiel dafür, warum David Goodharts (2017) soziologische These von »Anywheres« und »Somewheres« – dem Widerspruch zwischen jenen, die sich heimatlos in beständiger Bewegung befinden und jenen, die gewissermaßen in ihrer Scholle verhaftet bleiben – grundlegend falsch angesetzt ist. Mobilität ist Menschen eingeschrieben. Es ist überhaupt erst die Institutionalisierung der Moderne, die eine solche Mobilität als Problem versteht. »Somewheres« sind keine Zurückgelassenen. Sie werden zu »Somewheres« aufgrund ihrer bewussten Entscheidung. Im Gegensatz zu Goodharts These sind es nicht die finanziellen Mittel, die ein »Anywhere«-Leben ermöglichen. Oft ist genau ein solcher Lebensentwurf aus den gegebenen materiellen Nöten geboren, während erst eine privilegierte ökonomische Situation ein »Somewhere«-Dasein ermöglicht.

Die südsudanesishe Realität veranschaulicht das dem territorialen Verharren inhärente Privileg. Schon allein die vorherrschenden Lebensbedingungen, die die in der Region lebenden Gemeinschaften zur Bewegung zwingen, haben über Jahrhunderte eine Entscheidung zur Sesshaftigkeit gar nicht zugelassen. Es gibt für die meisten der heutigen Südsudanese:innen gar keine andere Option, als gleichzeitig »Anywhere« und »Somewhere« zu sein. Nicht wenige Biografien weisen einen direkten Übergang zwischen erzwungenen und freiwilligen Migrationsbewegungen auf.

Nationalismus mag in dieser radikalen Hybridität eine gewisse Orientierung ermöglichen. Und Nationalismus hatte seine Momente im Südsudan, gerade zum Zeitpunkt der staatlichen Unabhängigkeit. Nach wie vor sind solche Manifestationen zu bemerken. Trikots der Fußballnationalmannschaft sind immer wieder zu sehen, auch vereinzelte, stylische T-Shirts mit der Aufschrift »+211«, der südsudanesischen Telefonvorwahl. Meine Versuche, solche Shirts und Trikots in Customs oder KonyoKonyo, zwei der großen Märkte in Juba zu erstehen, scheitern aber regelmäßig. Die Nachfrage sei derzeit einfach nicht da, ist von den Händler:innen zu hören.

Eine fehlende Nachfrage. Einer der Aspekte, die die Vignetten dieser Monografie zu beschreiben versuchen, ist die Abgerissenheit des historischen Prozesses einer gesellschaftlichen Institutionalisierung, auf den das Projekt eines südsudanesischen Nation-Building zurückgreifen könnte. Das kurz andiskutierte Konzept einer Rainbow Nation nach südafrikanischem Vorbild oder der damit verwandte Ansatz eines Verfassungspatriotismus US-amerikanischer Prägung sind selbst als Vergleichsgrößen nur bedingt hilfreich. Der historische Integrationsprozess dieser Entitäten verlief grundlegend anders. Zugleich lassen sich Modelle des gesellschaftlichen

Zusammenlebens, wie die Erkenntnisse der New Institutional Economics eindrucksvoll untermauern, nicht einfach kontextunabhängig transferieren.

Die meisten internationalen Beobachter:innen und nicht wenige Südsudaner:innen (vgl. Awolich, 2015) interpretieren dies als eine fatale Schwäche und ein fundamentales Problem. Regelmäßig findet sich der Verweis auf eine mangelnde nationale Identitätsbildung. Der fehlende gesamtgesellschaftliche Zusammenhalt – als Terminus Technicus hat sich »soziale Kohäsion« etabliert – rangiert hoch unter den sogenannten »Root Causes« der zahlreichen Konfliktanalysen. Ohne umfassende gesellschaftliche Integration, ohne durchdringendes Nationalbewusstsein sei kein Staat zu machen, lautet die argumentative Behauptung solcher Erklärungsmuster. Aber just diese gesellschaftliche Integration scheint allem Anschein nach im Südsudan in eine Sackgasse geraten zu sein. Es ist von daher wenig verwunderlich, dass die allermeisten analytischen Vorhersagen für den Südsudan eine dystopische Gestalt annehmen.

Mein hier vorgebrachtes Argument, das sich einige ältere Gedanken von John Gray zur Frage einer nichtmodernen Form sozialer Institutionalisierung – gewissermaßen eine Gesellschaft ohne Gesellschaft – zunutze macht, positioniert sich diametral entgegen einem solchen Integrationsgedanken. Grays Kritik am liberalen Modernismus, der auch dem liberalen Peacebuilding-Projekt inhärent ist, hat überraschende Relevanz für ein Land wie Südsudan, das alles hat, nur kein »Land« im modernen Sinne. »Liberal thought rarely addresses the deeper diversity that comes when there are different ways of life in the same society and even in the lives of the same individual. Yet it is this latter sort of pluralism that should set the agenda of thought about ethics and government today.« (Gray, 2000: 12)

Die Gedankengänge in diesem Buch können kein Rezept anbieten, wie ein solcher Pluralismus institutionell einzugießen wäre. Das wäre auch strukturell unmöglich. Schließlich ist Diversität eines jener sozialen Güter, die einer Planung gemeinhin unzugänglich sind. Diversität hat einen intrinsisch pragmatischen Gehalt, selbst wenn das viele modern geprägte Agenturen in ihrem Machbarkeitswahn nicht wahrhaben wollen. Geplant werden kann nur das Gegenteil, die Eliminierung von Diversität. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass ein solcher geplanter Prozess der Eliminierung von Diversität im europäischen politischen Diskurs mittlerweile als »Integration« firmiert. Homogenisierung und eine »De-Parallelisierung« von Gesellschaften bieten keinen Weg zu sozialer Harmonie.

Dahingegen wird die Institutionalisierung von Diversität nicht erzeugt. Sie entsteht. Es ist gerade diese Einsicht, die am wohlmeinenden Engagement zahlreicher Entwicklungs- und Friedenspartner:innen des Südsudan grundsätzliche Zweifel aufkommen lassen. Weniger an ihren hehren Interessen oder ihren Kapazitäten, die ebenso legitim hinterfragt werden könnten. Zu problematisieren ist ihre grundlegende epistemologische Fähigkeit, sich einer derartigen Herausforderung produktiv stellen zu können.

Strategische Ambivalenz

Für eine kritische Selbstreflexion der internationalen Südsudan-Perzeption ist ein interpretativer Blick auf die Konfliktlandschaft der politischen Transition, wie hier argumentiert, eine existenzielle Grundbedingung des Fragment-Staates, hilfreich. Südsudanesischer Politik wird vom Gros ihrer externen Beobachter:innen und strukturellen Partner:innen für gewöhnlich ein Mangel an Kapazität unterstellt. Dies ist nicht zuletzt in der Art und Weise begründet, wie Geschichte erzählt wird. Die moderne Erzählung liebt Siege und Niederlagen. Sie ist auf der beständigen Suche nach Klarheit. Dass genau jene Elemente – Siege, Niederlagen, Klarheit – in der südsudanesischen Geschichte fehlen, hat zu fundamentalen Missverständnissen geführt. Diese Missverständnisse ziehen in vielen Fällen wiederum konkrete Fehleinschätzungen und, in weiterer Folge, gravierende politische Fehler nach sich.

Ein konkretes Beispiel für ein solches Missverständnis ist die Interpretation der persönlichen Geschichte des jetzigen Ersten Vizepräsidenten Riek Machar. Zweimal ist er als einer der Hauptprotagonisten durch einschneidende organisatorische Spaltungsprozesse gegangen. Beide hat er nach blutigen Auseinandersetzungen verloren. Währenddessen hat er radikale Forderungen mit weitreichenden Kompromissen verknüpft. Besonders augenfällig ist die von außen betrachtet unfassbar erscheinende Verbindung des strikten Eintretens für die südsudanesische Unabhängigkeit mit einer gleichzeitigen Annahme von militärischer Unterstützung durch das nominell verfeindete sudanesisches Regime.

Riek Machar ist nach diesen zwei potenziell genickbrechenden Niederlagen und einiger formidabler politischer Akrobatik heute Erster Vizepräsident des Südsudan. Das ist eine in vielerlei Hinsicht bemerkenswerte Leistung. Sie zeigt Resilienz, Organisationskraft und Pragmatismus. Das sind Eigenschaften